

Thema

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin**

Band (Jahr): **16 (2009)**

Heft 184

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

APPENZELL

Läge Appenzell am Meer ...

Ein paar Bücher einpacken, in den Zug steigen, dann ins Flugzeug, auf die Fähre und übers Meer auf die Insel fahren. Ich war zwei Wochen weg. Andere Landschaften, südliche Vegetation, Palmen, Agaven, karge Hügel, Meersicht, unendlicher Horizont. Die Hügel durchwandert, im Meer gebadet, Fische und Muscheln gegessen, Vino tinto getrunken und nicht ein einziges Mal eine Zeitung gelesen, nicht eine Mail geschrieben, nur ein oder zwei SMS an den Sohnmann. Hübsche Ansichtskarten gekauft und an meine Freundinnen und Freunde verschickt, alle mitgeschleppten Bücher gelesen und oft einfach in den Tag hinein gelebt.

Es war ja nicht so, dass ich total ferienreif gewesen wäre, so sehr hat es mich gar nicht in die Ferne gezogen. Was ich aber dringend nötig hatte, war, noch einmal so richtig Sonne zu tanken, bevor der erste Schnee fällt, und das ist mir gerade noch rechtzeitig gelungen. Und ich wollte dieses Jahr noch einmal das Meer sehen. Und dass Berglerinnen und Inselbewohner auf irgendeine Art verwandt sind, fühlte ich schon immer. Dieses Abgeschottetsein, von Bergen oder Meer umgeben, uneinnehmbar schier, prägt die Menschen, die dort leben. Den Insulanerinnen fehlen

oft die Berge, und den Berglern fehlt immer das Meer. Irgendwas fehlt immer. Gleichzeitig sind dies für mich die besten Orte, den eigenen Geist mit Wörtern zu füttern, zu lesen. So gesehen bin ich am richtigen Ort zuhause.

Läge Appenzell am Meer, ich weiss nicht, ob ich dann noch wegfahren wollte. Läge Appenzell am Meer, dann wäre es eine Insel, ganz bestimmt. Eine Insel, nicht einfach ein Landschaftszipfel irgendwo, irgendeine Gegend mittendrin auf der Landkarte. Wenn eine Landschaft eine Insel ist, dann müssen die Leute, die kommen, einige Hürden überwinden, bis sie dahin kommen. Und wenn sie dann da sind, bleiben noch immer die sprachlichen Grenzen, die Eigenarten, die unterschiedlichen Mentalitäten, welche einen nie ganz heimisch werden lassen. So gesehen befindet sich jeder, der nicht dort lebt, wo er geboren wurde, auf der Reise und wird wohl nie ganz ankommen können.

Gerade diese Tatsache füllt mir beinahe täglich die Tasche mit Büchern. Ob ich nun da bleibe oder wegfahre, spielt so gesehen keine grosse Rolle mehr. Bis auf die Temperaturunterschiede und das Wegfallen von Alltag und das plötzliche Vorhandensein von ganz viel Zeit. Auf der Insel aber lebe ich sowieso und ich habe bestimmt immer mehr als die berühmten drei Bücher dabei.

CAROL FORSTER, 1961,
führt den Bücherladen in Appenzell.



Den Inselbewohnern fehlen oft die Berge. Bild: pd

VORARLBERG

Political Incorrectness

Fürs Oktobersaiten lag der Redaktionsschluss ein paar Tage vor dem Termin der Vorarlberger Landtagswahlen. Ich vermutete damals zwar, dass die Strategie der (schweizerischen) PR-Agentur «Goal» aufgehen und die FPÖ Stimmen gewinnen würde, aber einen Rest von Hoffnung auf Vernunft und Anstand hatte ich doch, deshalb machte ich lieber keine Vorhersage. Und dass die FPÖ ein Viertel der abgegebenen Stimmen erhalten würde, das hätte ich dann doch nicht gedacht.

Immerhin ist sie dadurch aus der jahrzehntelangen Koalition mit der ÖVP geflogen, die jetzt das Bundesland allein regiert, weil sie mit den Grünen oder mit der grotesk reduzierten SPÖ nicht kann und mag. Generell wird der Unterschied zu vorher, da die FPÖ einen Landesrat stellte, wohl nicht gross sein. Auch nicht im kulturellen Bereich, wo eine ausserhalb der Stadt unbekannte Dornbirner Gemeindepolitikerin aus dem Hut gezaubert wurde und an die Stelle des bisherigen Kulturlandesrates trat, der sich gerade eingearbeitet hatte. Die Landesregierung zeigte damit, welchen Stellenwert sie der Kultur beimisst, und Kulturschaffende, mit denen ich mich über die Frage der Qualifikation der neuen Landesrätin unterhielt, meinten, das sei doch bestens, da werde wohl alles bleiben, wie es ist, während sonst ja doch nur Verschlechterungen zu befürchten seien.

Der Ex-Landesrat Dieter Egger hat also mit seinem antisemitischen Spruch vom «Exiljuden aus Amerika in seinem hochsubventionierten Museum», mit seiner Empfehlung an den Festspielintendanten Pountney, sich als Ausländer nicht in die Vorarlberger Politik zu mischen (der Brite Pountney hatte sich bei einer Pressekonferenz auf die Frage eines deutschen Journalisten hin gegen fremdenfeindliche FPÖ-Plakate im Eingangsbereich des Bregenzer Festspielhauses ausgesprochen), und mit seiner «Mut zur Heimat!»-Kampagne gegen Immigranten kräftig Stimmen eingeheimst. Vor allem unter jungen Wählern; das Wahlalter war zum ersten Mal auf sechzehn Jahre abgesenkt worden. Wenn man Leserbriefe und Postings las, erstaunte es einen, wie viele Menschen offenbar im Ernst glauben, Politiker wie Egger seien aufrechte Patrioten, die endlich einmal aussprechen, was die von den Linken als Unterdrückungsinstrument konzipierte Political Correctness zu sagen verbietet. Ironischerweise sind es zu einem nicht unbe-

trächtlichen Teil dieselben Leute, die jederzeit der Meinung zustimmen würden, Politiker seien korrupte Gauner, die nur in die eigene Tasche arbeiten würden – bis auf diese eine leuchtende Ausnahme natürlich, ihren jeweiligen Parteiführer.

Political Correctness und ihr absichtliches Gegenteil sind aber tatsächlich ein aktuelles Thema. In verschiedenen Abstufungen, vom «gottverdammten Jugopack» des Jodelchörlri Urnäsch in der TV-Übertragung vom Schwingfest auf der Schwägalp, eine Formulierung, über die man wohl nicht diskutieren muss – ausser vielleicht, ob es in diesem Text nicht früher «Judenpack» hiess –, über das Basler Verbot des Plakats zur Anti-Minarett-Initiative, das auch wieder von der Agentur «Goal» stammt (das Plakat natürlich, nicht das Verbot), bis zum deutschen Bundesbank-Vorstandsmitglied Thilo Sarrazin (SPD), der in einem Beitrag für die Zeitschrift «Lettre International» über die höhere Geburtenrate von Arabern und Türken in Berlin und Ähnliches geschrieben hatte, was ihn jetzt möglicherweise wegen des Neutralitätsgebotes (!) der Bundesbank seinen Job kostet. Die Possenvariante des verbreiteten Dramas kommt einmal mehr aus Österreich: In Wien bewarb eine Süswarenfirma das altbekannte Wiener Dessert «Mohr im Hemd», was laut einem Zeitschriftenartikel «die afrikanische Community in Wien» in heftige Unruhe versetzt haben soll. Der «Mohr im Hemd» ist eine Art Pudding mit Schokoladensauce (der Mohr) und Schlagobers (das Hemd).

Das Thema Political Correctness ist zu komplex, um an dieser Stelle abgehandelt zu werden, aber dass die oben zitierten Beispiele sich sehr voneinander unterscheiden und deshalb differenziert zu betrachten sind, möchte ich schon anmerken.

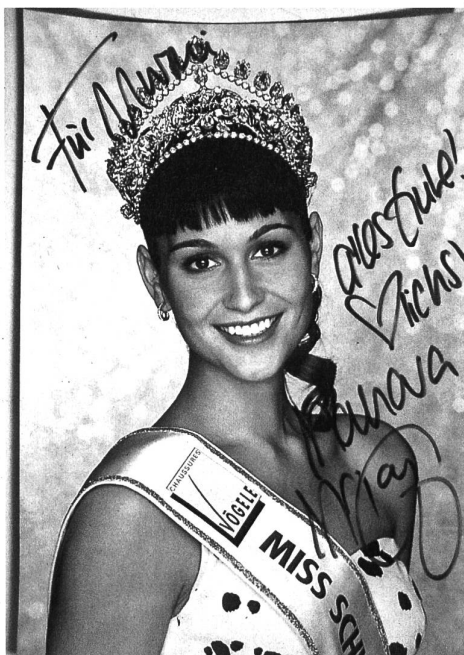
KURT BRACHARZ, 1947,
arbeitet als Schriftsteller,
Kolumnist und Übersetzer in Bregenz.

TOGGENBURG

Fachmännisch wippend

Der Discjockey war für mich immer schon eine umstrittene Figur. Ursprünglich viel weniger angesehen als Bands, hat er sich in letzter Zeit einen überraschend hohen Status erschaffen. Er hat das Abspielen von Langspielplatten als Kunst definiert und sich damit zur Kultfigur stilisiert. Für Clubs sind DJs günstiger und weniger aufwändig als Bands, drum steht in fast jedem Lokal ein Plattendreher. Meine jahrelangen wissenschaftlichen Analysen haben nun zu relevanten Studienergebnissen geführt: Es gibt gute und böse DJs.

Die guten DJs halten jede Schallplatte wie ein Baby in ihren Händen und haben ernstzunehmenden Stress beim Auflegen, weil sie unter ihren 200 Platten um jeden Preis diejenige finden wollen, die am besten zum vorhergehenden Song



Auch sie ist DJ. Bild: pd

passt. Die guten DJs arbeiten ausschliesslich mit Vinyl-Schallplatten, stehen etwas unsicher hinter dem Mischpult und wären am liebsten unsichtbar. Sie legen in einer verrauchten Spelunke auf, aus purer Freude an guter Musik. Mit dem wenigen verdienten Geld fährt der gute DJ in seinen Röhrlijeans, mit seiner Woody-Allen-Brille und einem Zwanzig-Stutz-Velo am Samstagmorgen an den Flohmi, um akribisch nach neuen Musikperlen zu suchen.

Die bösen DJs hingegen stehen maximal zwei bis drei Stunden im gleichen Club, dann müssen sie weiter zum nächsten «Set» oder «Gig». Betont fachmännisch und cool wippend stehen sie am Mischpult und drehen nervös an allen möglichen Reglern. Wer sich als Ex-Miss oder Ex-Band-Mitglied bezeichnen kann, wird besonders oft gebucht. Diese DJs haben moderne Namen wie Tanja La Croix, Superstar DJs, Mahara Mc Kay, Antoine oder Illvibe und legen seit Jahren langweilige «Party-Tunes» auf. Neuerdings sind diese DJs sogar zu faul, ihre Schallplatten mitzuschleppen. Sie laden all ihre Musik auf das Laptop und die Musik ertönt ab leuchtenden Apple-Notebooks. Fix vorbereitete Playlists werden abgespielt. Um die Kunst des DJing wenigstens vorzutäuschen, liegen zwei orange Scratch-Live-Platten auf den Plattentellern, die den ursprünglichen Gedanken des Mixens von Musik untermauern sollen. Manchmal tritt ein übercooler Rapper ans Mikrofon, der die Show mit englischen Fluchwörtern oder falsch intoniertem Gesang weiter verschlechtert. Dafür kassieren die bösen DJs mehrere tausend Franken pro Abend. DJ Antoine zum Beispiel zehn Riesen, wie er gerne selber betont.

Deshalb versuche ich die bösen DJs zu meiden. Den gesparten überbeuerten Eintritt investiere ich lieber in eine neue CD, die ich stolz auf

meine Playlist bei i-Tunes lade. Wer weiss, vielleicht starte ich damit bald eine grandiose Karriere als DJ Mr. Andrew Red.

ANDREAS ROTH, 1983,
lebt in Wildhaus und arbeitet bei
snowland.ch und der Klangwelt
Toggenburg.

SCHAFFHAUSEN

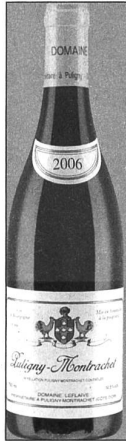
Blauburgunder fürs rote Schaffhausen

An ihrem Parteitag vom Jahr 1921 beschloss die Sozialdemokratische Partei Schaffhausen mit neunzig Prozent der Stimmen, aus der SP Schweiz auszutreten und sich der revolutionären Linken anzuschliessen. Damit hat Schaffhausen als einziger grösserer Industrieort den geschlossenen Übertritt seiner Arbeiterschaft in die Kommunistische Partei erlebt. Und war Ausgangspunkt für die Gründung einer neuen Linkspartei.

Treibende Kraft hinter dem Entscheid war Walther Bringolf, der in den folgenden Jahrzehnten die Stadt und den Kanton Schaffhausen prägen sollte wie kein anderer. 46 Jahre lang, von 1925 bis 1971, vertrat Bringolf Schaffhausen im Nationalrat und 35 Jahre lang, von 1933 bis 1968, war er Stadtpräsident. Er verstand es als seine Aufgabe, das kulturelle Leben in der Stadt zu fördern. Auf seinen unzähligen Auslandsreisen soll sich Walther Bringolf unermüdlich dafür eingesetzt haben, Kulturschaffende aller Sparten nach Schaffhausen zu lotsen. Der damalige Finanzreferent Felix Schwank erinnert sich beispielsweise daran, wie Bringolf 1963 der Picasso-Ausstellung hinterherjagte. Als der Finanzreferent beim x-ten Flugticket Bedenken anmeldete, es aus der Stadtkasse zu bezahlen, flog Bringolf auf Gewerkschaftskosten nach Paris, um dort weiter zu versuchen, die Ausstellung nach Schaffhausen zu holen. Das rote Schaffhausen ist mit keinem Namen so verbunden wie mit dem von Walther Bringolf.

Am 21. November, gut 28 Jahre nach dem Tod des patriarchalischen Stadtpräsidenten, wird Schaffhausen wieder für einen Tag fest in roter Hand sein. Rund 200 Angehörige der radikalen Linken aus der ganzen Schweiz werden an diesem Tag in Schaffhausen erwartet, um die Gründung einer neuen nationalen Partei zu diskutieren. Ähnlich wie 1921 könnte Schaffhausen damit zum Ausgangspunkt eines neuen Kapitels in der Geschichte der schweizerischen Linken werden. Das rote Schaffhausen erfährt eine Neuauflage.

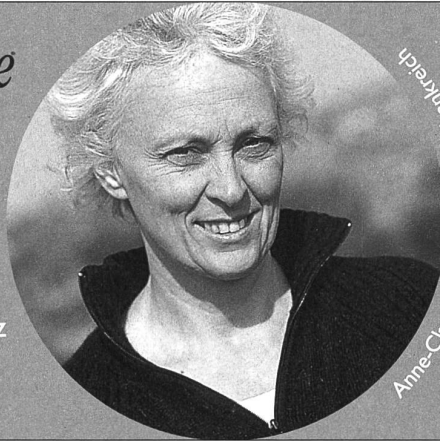
Diese Formulierung ist zugegebenermassen mit einer ordentlichen Portion Pathos versehen. Das soll aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass die erneuten und forcierten Anstrengungen, die versplitterten Gruppierungen am linken Rand des Parteienspektrums zu vereinen, einer gewissen Notwendigkeit folgen. Am besten veranschauli-



amiataweine

**Topwinzer und
ihre Bioweine**

Geniessen Sie die Essenz
der besten Weine
aus biologischem Anbau.



Anne-Claude Leflaive, Burgund, Frankreich

amiataemozioni
Musik & Wein

Langgasse 16, 9008 St. Gallen
Di bis Fr 16 - 18.30, Sa 12 - 16 Uhr
Tel. 071 250 10 15, www.amiata.ch

**Gemeinsam durchs Leben gehen:
UBS Family, die neue Banklösung
für Familien und Paare.**



UBS Family ist die neue, flexible Banklösung für Familien und Paare. Die Basis bildet ein attraktives Angebot fürs Zahlen und Sparen, von dem Sie gemeinsam zum Vorzugspreis profitieren. Zusätzlich stehen Ihnen massgeschneiderte Angebote fürs Ansparen und Finanzieren des Eigenheims, Vorsorgen, Vermögen aufbauen und vieles mehr zur Wahl. Was immer Ihre aktuellen Bedürfnisse im Leben sind: Ihre Familie erledigt sämtliche Bankgeschäfte bequem mit einer einzigen Lösung. Alles Weitere erfahren Sie jetzt unter **0848 848 052** oder in jeder UBS-Geschäftsstelle.

Wir freuen uns auf Ihren Besuch.
UBS AG, Multertor, 9000 St.Gallen
Tel. 071-225 25 25

www.ubs.com/family

You & Us



© UBS 2008. Alle Rechte vorbehalten.

**www.appenze
kulturell.ch**

chen die Grossratswahlen in Genf die groteske Zersplitterung der radikalen Linken, wo bereits zum zweiten Mal in Folge alle Linksaussen-Parteien an der Sieben-Prozent-Hürde gescheitert sind, weil sie eine seriöse Zusammenarbeit nicht zustande bringen.

Unabhängig davon, wie die Diskussionen verlaufen werden, wird sich Schaffhausen als gute Gastgeberin offenbaren. Die Anstrengungen Bringolfs, Schaffhausen nach aussen hin unabhängig politischer Präferenzen als gastfreundliche Kulturstadt zu positionieren, werden auch von den heutigen Behörden weitergeführt. Selbst wenn die versammelten Roten des Landes die nun bürgerlichen Wände der Stadt stürmen. Der Apéro wird grosszügigerweise vom Schaffhauser Blauburgunderland offeriert.

FLORIAN KELLER, 1983,
ist Jus-Student und
Schaffhauser Kantonsrat.

WINTERTHUR

Wo finde ich mein Glück?

Seit etwa eineinhalb Jahren wohne ich in Winterthur, doch bereits seit acht Jahren engagiere ich mich in der hiesigen Kulturszene. Aufgewachsen bin ich aber im Kanton Graubünden. Dort startete ich meine Karriere im Kulturbereich als DJ und als Helferlein im legendären Rütli in Landquart und war später einer der Mitbegründer des Kulturlokals Werkstatt in Chur. Dort wurde es mir irgendwann zu eng und ich wollte weg. Die Arbeit war es, die mich nach Winterthur brachte.

In Winterthur sind Inputs von Zugezogenen durchaus willkommen, ich blieb aber dennoch irgendwie immer «der Bündner». Ich wurde auch vielfach darauf angesprochen, dass ich keiner von hier bin, und wenn es nur darum ging, Erstaunen kundzutun darüber, dass jemand nach Winterthur zieht. Auf jeden Fall fühlte ich mich bis heute nie ganz zugehörig, wobei es mir eigentlich schon immer so ging. Meine Eltern waren im Kanton Graubünden auch Zugezogene, in einer sehr stolzen Gemeinde, in der man wohl über Generationen wohnen musste, bis man wirklich dazu gehörte. Ich zügelte alle ein bis zwei Jahre in eine andere Bündner Gemeinde. Auch zum Churer wurde ich nicht in den zwei Jahren, in denen ich dort wohnte. Und vielleicht handelt es sich sogar um ein gewisses Fremdsein gegenüber dieser leistungs- und konsumorientierten Gesellschaft. Weil ich momentan auf Sinn- und Arbeitssuche bin, frage ich mich vermehrt, ob Winterthur wirklich meine Stadt ist oder ob ich irgendwo anders mein Glück suchen muss oder soll.

Umso erstaunlicher war es, an einem Familienfest zu erfahren, dass die Kronauers, die Familie meiner Grossmutter mütterlicherseits, ein Winterthurer Geschlecht sind, das bereits 1460

erstmals erwähnt wird. Zu den K. gehörten Kaufleute, Ingenieure, Architekten, Mediziner und Apotheker. Lange betrieben sie die beiden Winterthurer Badstuben. Wie eine Recherche ergab, gründete ein K. die Rathausapotheke und ein anderer brachte es bis zum eidgenössischen Generalanwalt und war der Schreck aller Anarchisten und Sozialdemokraten. Meine Grossmutter hat aber auch konkrete Erinnerungen: «Das Tante Päuli» wohnte in Töss an der Bütziackerstrasse, also ganz in der Nähe von dort, wo ich heute wohne. Und «das Tante Anneli» arbeitete als Haushälterin für die Familie Reinhart an der Römerstrasse. Diese betrieb eine Handelsgesellschaft und ist bis heute bekannt für ihr Mäzenatentum. In meinen Winterthurer Jobs hatte ich immer wieder mit einer Stiftung zu tun, die von den Reinharts gegründet wurde.

Von den K., die noch in Winterthur leben, ist eine Cousine meiner Grossmutter wahrscheinlich am nächsten mit mir verwandt. Ein Besuch ist geplant. Ob ich mich jetzt aber als Winterthurer fühlen darf und soll? Die Qualitäten des Fremdseins möchte ich nicht missen. Gerade für diese Kolumne ist der «Blick von aussen» immer wieder wertvoll. Also überstürze ich es lieber nicht, mich als einheimisch zu erklären.

MANUEL LEHMANN, 1974,
ist Vorstandsmitglied im
Arealverein Lagerplatz.

THURGAU

Hochstämmig volksnah

Wenn die SP Schweiz zum Parteitag nach Schwyz lädt, ist das wohl auch Entwicklungsarbeit. Auf jeden Fall liegt der Bahnhof Schwyz im Niemandsland. Shuttlebusse nehmen Hundertschaften Parteimitglieder auf. Wir lassen die Ortstafel von Seewen hinter uns, dann Schwyz. Ein welscher Genosse findet, falls ich ihn richtig verstehe, Schwyz sei ja so hübsch und pittoresk. Und die Zuckeri bei uns in Frau ist ja auch so furchtbar malerisch, gopferteli. Alles ist so trostlos, liegt dabend da. Es regnet. Aber die SP ist ja auch nicht mehr so Rock'n'Roll wie früher. Letzter Halt:



Politisch korrekt: Hochstamm-Äpfelbaum. Bild: pd

Mythenforum. Draussen wird geraucht, drinnen geklatscht. Levrat gibt sich kämpferisch.

Am Tisch mit den Thurgauerfänkli aus Plastik muss mehr um Positionen als um Sitzplätze gerungen werden. Wir sind zwischen Bern und St. Gallen eingeklemmt. Schaffhausen sitzt neben uns. Als Tischnachbarn hippe Baselstädterinnen, erfolglos schöne Genfer, fidele Bündnerinnen oder erfolgreiche Zürcher wären für uns Thurgauer um einiges förderlicher. Da würden wir uns dann so richtig urban und doch bodenständig fühlen. Währenddessen gestikuliert Levrat vor einer Fernsehkamera. Nicht wenige der anwesenden Genossinnen tragen langes rotes Trenchwerk um den Hals, das an eine etwas eigentümliche Mischung aus Arafat-Tuch und Fussballschal erinnert. Aber Levrat hat ja gesagt, die SP müsse wieder mehr zu den Leuten gehen, auf Facebook und im Fussballstadion.

Im Zug von Schwyz nach Zug sitzen im Abteil gegenüber drei «Porschten», die ganz und gar nicht schäbig daherkommen. Sie reden über Traktorengetriebe, die Atemschutz-Übung im letzten WK und den Opel Zafira, den sich ein Kollege gekauft habe. In Arth-Goldau steigen sie aus. Der eine muss noch zwei Stunden «go bügeln» in die Werkstatt, seine zwei Begleiter ziehts ins Spinnä-Pöb. Fast wie im Thurgau.

Und dabei hat mir ein Kumpel noch vor einigen Wochen den Vorwurf gemacht, wir Linken seien zu wenig volksnah, würden das Nationale und die Heimat kampfflos den Rechten überlassen. Nei aber au. Wir Linken, weiblich und männlich, essen ja auch Hochstammäpfel aus dem Oberthurgau und transportieren unser Hab und Gut in Taschen, wo «Thurgauerin» drauf zu lesen ist. Wir haben halt auch noch anderes zu tun, zum Beispiel für die soziale Gerechtigkeit zu kämpfen. Das muss fürs Erste mal reichen. Aber wir arbeiten daran.

MATHIAS FREI, 1980,
Student, Kulturveranstalter,
Slampoet, Texter und Gemeinderat.

In der digitalen Ursuppe rudern

Auf der Internetseite *rebell.tv* von Tina Piazza und Stefan M. Seydel versammeln sich Tausende Videoclips und Gesprächsfragmente. Nun erschien das Buch dazu – ein widersprüchlicher Wälzer.

von WOLFGANG STEIGER

1,8 Kilogramm wiegt er. Und sechs Zentimeter Platz nimmt der orange Wälzer «Die Form der Unruhe» im Bücherregal ein. Für mich, den Rezensenten, hiess das, nach dem schwarzmalerschen Vorwort von Geldgeber Daniel Model, mich in der Einleitung von Tina Piazza und Stefan M. Seydel mit sprachlichen Schwurbelegen herumzuschlagen wie: «Im Gewand des hyperventilierenden Neuen werden epistemologische Wandlungen unter lautem Wehklagen und Zähneklappern der Mächtigen spielend und kichernd eingeübt». Oder völlig ungereimt: «Die Form der Unruhe will also nicht huch!rebellische Unruhe verbreiten.» Dann folgen im ersten Teil des Buches Begleittexte von Gastautoren aus dem universitären Bereich mit so packenden Überschriften wie: «Disruptive Innovationen im Epochenwechsel vom Buch zum Web». Schliesslich drohte mir in der ungeheuren Bildermenge im Mittelteil akuter Orientierungsverlust. Richtig wohltuend waren die gesammelten Wochenkommentare des Journalisten und Präsidenten des Vereins «Saiten» Hanspeter Spörri.

Neugieronautik ins Ungewisse

Schweigen zu den Aktivitäten von *rebell.tv* ist aus einem Grund nicht angebracht: Die Internetplattform navigiert in den Untiefen einer Ideologie, die unbedingt genauer angeschaut werden muss. Zwar beteuern die Macherinnen und Macher ihre Unabhängigkeit, denn in der Gründungsurkunde der *rebell.tv*-Aktiengesellschaft aus dem Handelsregister heisst es: «Die Gesellschaft betreibt ein von politischen, ideologischen oder anderen Sonderinteressen unabhängiges Publikationsorgan mit liberaler und sozialer Grundhaltung.» Aber: Im Präsidium der *rebell.tv*-AG sitzt der Multimillionär Daniel Model. Der Thurgauer Grossindustrielle missioniert seit geraumer Zeit für eine Art radikalliberalen Anarchismus. Zu diesem Zweck gründete er einen eigenen Staat, den er Avalon nennt und dessen Bürgerschaft aus einer von ihm auserwählten Elite besteht. *Rebell.tv* fungiert dabei quasi als sein Staatsfernsehen. Einer der Verfasser eines Begleitartikels in «Die Form der Unruhe», der Kulturtheoretiker Bazon Brock, muss tief in die Mottenkiste greifen, um das Phänomen *rebell.tv*

zu erklären. Er vergleicht die Betreiber der Internetplattform, Tina Piazza und Stefan M. Seydel, mit Odysseus' Boots- und Steuermännern. Ihnen verstopfte der gewitzte Held mit Wachs die Ohren, damit der betörende Gesang der Sirenen sie nicht verführte. Seydel und Piazza würden sich mit *rebell.tv* im Echoraum der Medien bewegen und das funktionieren nur, wenn sie wie Odysseus' Leute nichts hörten, konstruiert Brock seinen leicht hinkenden Vergleich. Der Aufsatz schliesst mit der Frage: «Wie werden sie sich je ausweisen können, in ihrem eigenen Leben angekommen zu sein?» Brocks Zweifel sind berechtigt. Die Neugieronauten, wie sich die Betreiber von *rebell.tv* selbst bezeichnen, sind nicht auf dem Heimweg nach Ithaka wie Odysseus, das Ziel ihrer Fahrt ist das Ungewisse.

Die orange Hose

Bei einer stichprobenartigen Durchsicht der mittlerweile 2900 Videoschnipsel auf *rebell.tv* fallen die orangenen Hosen des Videojournalisten auf. Seydel, auch SMS genannt, trägt sie – wie auch sein Kürzel – als eine Art Markenzeichen. Im Dada-Haus in Zürich stellt er anlässlich der Buchvernissage von «Die Form der Unruhe» (der Umschlag des Buches ist im Hosenorange gehalten) das Beinkleid sogar aus. Er beruft sich dabei auf Josef Beuys' Hut und Andy Warhols silberne Perücke. Einmal abgesehen davon, dass Beuys und Warhol ihre unverkennbaren Attribute mit einem bedeutenden künstlerischen Werk unterfütterten, schmückten sie damit einen edleren Körperteil als Seydel mit den Hosen. Die Ausstellung des gelernten Sozialarbeiters Seydel, der sich als Nicht-Künstler deklariert, regt in ihrer Unbedarftigkeit auf. Da hilft auch der Kunst-Kunst-Kunst-Ruf aus dem Lautsprecher nicht. Genauso energisierend ist seine Rolle auf *rebell.tv*. Da mimt er den Star einer Selfmade-Einmann-Fernsehvorabendserie. Am Rande irgendwelcher Tagungen herumhüpfend, überspielt SMS kichernd die vermutlich eher kurz ausgefallene Vorbereitung auf die Interviews.

Der Kuss des Todes

Zurück zum dicken Buch. Die Verbindung zum Dada-Haus gibt zu denken, und so sollte der

Rezensent zumindest die Texte in «Die Form der Unruhe» auf eine allfällige künstlerische Brechung hin untersuchen. Vielleicht entpuppt sich *rebell.tv* ja als Kunstprojekt und wäre damit sozusagen unantastbar, jenseits von Gut und Böse, jeder Kontroverse entzogen. Doch beim Vorwort des *rebell.tv*-Verlegers und Hauptsponsors Daniel Model wird schnell klar: Model meint seine Befürchtung, der Schweizer Staat befinde sich kurz vor dem Zusammenbruch, ernst. Die Arbeitslosenunterstützung, schreibt Model zum Beispiel, «nährt die Verwahrlosung des Begünstigten – dies alles gleicht dem Kuss des Todes, war so gut gemeint und so verheerend in der Folge. Was stimmt hier nicht?» Hier malt ein Apokalyptiker Bilder von Weltuntergang und Höllenfeuer. Nach Models Ansicht leistet *rebell.tv* die Vorarbeit für einen «Staat 2.0», der die ruinierte Version 1.0 ersetzen wird. Model beschwört einen antiaufklärerischen Mythos. «Die Freiheit, gepaart mit eigenständigem Denken, ist die Mischung des Zaubertranks für die Zukunft.» An eine Aufforderung zur Gehirnwäsche erinnert Models Postulat zum Verändern der Welt zuerst im Kopf: «Bevor sich dies da draussen manifestiert – das wäre dann das Schöpferische, was die Kunst, unsere Heldin des Schöpferischen, schon so lange übt.» Daniel Models Text ist definitiv nicht dadaistisch gemeint, sondern schlicht pathetischer Unsinn.

Autonom und plurikompetent

Für die Mitautoren aus dem universitären Bereich lässt sich mit diesem Buch, dem ein derart furcht-einflössendes Vorwort vorangestellt ist, wohl kein Blumentopf gewinnen. Dabei kommen in den fünf beigefügten Aufsätzen der vier Professoren und der einen Professorin aber erhellende Passagen vor. Die Relativierung des Modellschen «Wir» zum Beispiel, das in solchen Sätzen immer wieder auftaucht: «Wir stecken bauchtief fest.» Oder: «Wir hören auf mit Schönreden.» Was für den Kartonnagnaten Model einen Ausdruck seines Selbstverständnisses als autonomer Multimillionär darstellt, langweilt und – im besten Fall – ärgert wohl den grössten Teil der Menschen mit ihren Alltagsorgen, sofern sie überhaupt Notiz davon nehmen. Blättern wir weiter nach hinten im

Buch, stösst der Leser auf die interessante Aufzählung in alphabetischer Reihenfolge der von heutigen Arbeitnehmern geforderten Tugenden. Das wiederum hat mit uns zu tun und man ist dem Soziologen Franz Schultheis dankbar, zu erfahren, wie wir in der nächsten Gesellschaft funktionieren müssten. Unser «Humankapital» besteht demnach aus: «Autonomie, employability, flexibler Einsatzfähigkeit, Impulse geben können, innovatorisch sein, Kommunikationsfähigkeit, Kompromissfähigkeit, Kreativität, lebenslangem Lernen, andere mitreissen können, Mobilität, Plurikompetenz, Projektmanagement, Risikobereitschaft, Selbstmanagement, Selbstsicherheit, Selbstevaluation, soziales Kapital schöpfen, Spontaneität, Verfügbarkeit, Vermittlerfunktion, Vernetzung, Vielfalt der Projekte, visionär sein, zuhören können» et cetera. Das alles beherrschen wir heute noch nicht und sollen es vermutlich bei rebell.tv lernen, gemäss Daniel Model: «Bildungsstätte und Fernuniversität zugleich».

Informations-Overload

Aber Achtung, im zweiten Teil erschreckt das rebell.tv-Buch mit einem für Lernzwecke schwierigen, derart chaotischen Aufbau, dass höchst-

wahrscheinlich weder die Menschen von heute noch die der nächsten und auch der übernächsten Gesellschaft etwas damit anfangen können. Die Herausgeber druckten hier kommentarlos 2375 Video-Stills ab. Die riesige Fülle verwirrt, und wer nicht fähig ist, Reihung, Kraftfelder, Verdichtungen, Spannungen, Differenzen, Distanzierungen, Clusters auszumachen, ist wohl selber schuld. Die Gastautorin Andrea Back, Professorin an der HSG, teilt meine Bedenken im Umgang mit dem Informations-Overload in ihrem Aufsatz «Web-DNA-Analyse von (((rebell.tv))) – Publizieren und Kommunizieren in innovativer Genese»: «Ich fürchte, die Nutzung dieser Art von Informationsbereitstellung würde mich kognitiv überfordern und meine Arbeitsproduktivität behindern.» Sie weist in ihrem Aufsatz auf die heute noch

unberechenbare «digitale Ursuppe» hin. Eine reizvolle, aber auch gruselige Vorstellung, wie sich daraus dereinst mal richtiges Leben entwickeln könnte. Weiter erfährt die Leserschaft, dass der immerwährende Entwicklungszustand im Internet 2.0 auf dem Weg in die Zukunft «Perpetual Beta» genannt wird. Andrea Back bleibt abwartend gespannt, wie es weiter geht mit der wirren Thurgauer Plattform.

Werte der Aufklärung

«Perspektivenschichtung des Materials» heisst der Teil mit den Aufsätzen der fünf Gastautoren aus den Universitäten. Den zweiten, den Bilderteil, nennen die Herausgeber in derselben verrätselten Art «Eigenständigkeit des Materials». Zum Schluss kommt Teil drei: «Fernung des Materials». Hanspeter Spörri schrieb für rebell.tv um die neunzig Wochenkommentare, und wer es im Buch so weit geschafft hat, darf jetzt aufschnauen. Lauter sorgfältige, verständliche, in ruhigem Duktus geschriebene Texte, die nach den schwierigen Texten vom Anfang und dem Bilder-Tsunami in der Mitte eine Wohltat sind. Man möchte schon gar nicht mehr nach dem Inhalt fragen. Und doch ist da einiges zu entdecken.

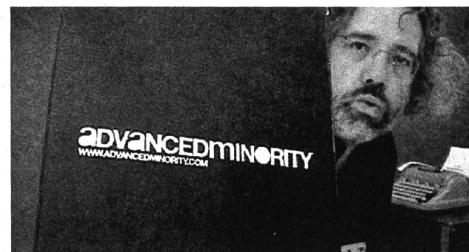
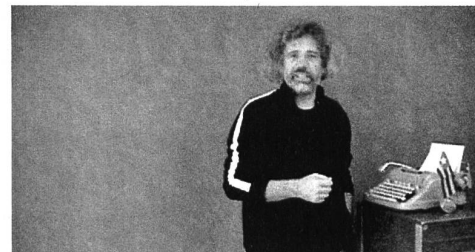
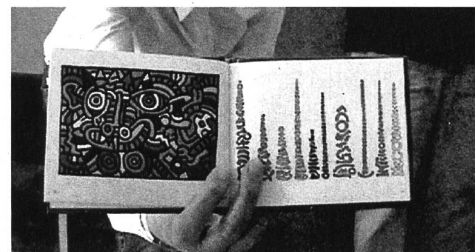
Spörri hält sich am Anfang noch getreu an das Profil seiner Anstellung beim radikalliberalen Avalon-Staatsfernsehen. Da darf dann auch das Klischee des Havanna-Zigarren rauchenden Alt-68er nicht fehlen. Aber immer mehr bietet er in den folgenden Texten dem Rebellen-Chef Seydel die Stirn. Über mehrere Wochenkommentare hinweg verteidigt er zum Beispiel die Werte der Aufklärung, was im ideologisch nebulösen Umfeld von rebell.tv höchst brisant ist. Die penetranten Spitzen Seydels gegen die von ihm so genannten «Huch!professionellen Journalisten» beantwortet Spörri mit einem Crash-Kurs in Journalismus. Hanspeter Spörri's letzter Wochenkommentar, die Nummer 93 vom 27. Mai dieses Jahres, endet mit dem Satz: «Wir wollen aushandeln, wir wollen mitreden, wir stellen Ansprüche, beanspruchen Rechte, unterwerfen uns nicht, streben nach Idealen, nach Sinn, nach Gehalt, nach Dauer; uns kann man nicht einfach nutzen und verbrauchen; wir sind nicht zu löschen – auch wenn dieser Eindruck erweckt wurde.» Seither ist Spörri's Stimme auf rebell.tv verstummt.

**TINA PIAZZI UND
STEFAN M. SEIDEL (Hrsg.):**

Die Form der Unruhe.

Junius, Hamburg 2009.

Mehr Infos: www.rebell.tv



Video-Stills von rebell.tv.

«S'isch Rorschach»

Seit hundert Jahren steht im Osten Rorschachs die Siedlung der Eisenbahner-Baugenossenschaft – ein Pionierprojekt, das viele Nachahmer fand.

von PETER MÜLLER

Rorschach und die Eisenbahn: Das ist eine lange, wechselvolle Geschichte. Heute redet man vor allem von den vielen Barrieren, die mühsame Verkehrshindernisse sind. Viele Rorschacher erinnern sich mit etwas Wehmut daran, dass man im SBB-Fahrplan einst eine prominente Grösse war: Bis Ende 2004 hatten die Schnellzüge nach Genf ihren Ausgangspunkt in Rorschach. Hier wurden die Wagen über Nacht jeweils gereinigt und wieder fahrbereit gemacht. Und auch Mani Matters Lied «Ir Ysebahn» wird oft erwähnt. An dessen Schluss sagt der Kondukteur, welche Ortschaft jetzt kommt: «S'isch Rorschach». Vieles andere ist weitgehend vergessen – so auch die zentrale Rolle, welche die Eisenbahn ab 1856 für die Industrialisierung der Stadt spielte.

Startschwierigkeiten

Einen spannenden Gesamtblick auf Rorschachs Eisenbahn-Geschichte wirft das neue Buch des Journalisten Richard Lehner. Sein roter Faden ist die Eisenbahner-Siedlung im Osten der Stadt – nach dem St.Galler Schoren-Quartier die zweite Siedlung dieser Art in der Schweiz. Sie war ein Selbsthilfe-Projekt: In Rorschach, damals eine boomende Industriestadt, fehlte es an geeignetem Wohnraum, die Mieten waren hoch. So gründeten einige Pioniere 1909 eine Eisenbahner-Baugenossenschaft und kauften in Bahnhofsnähe ein 57'600 Quadratmeter grosses Grundstück. Nach teilweise massiven Startschwierigkeiten – verursacht durch Banken, Behörden, Landbesitzer – konnte man mit den Bauarbeiten beginnen. 1912 standen 52 Einfamilienhäuser zum Einzug bereit: hübsche Häuschen mit einem Garten zur Selbstversorgung. Nun konnten sich auch Leute mit kleinerem Einkommen ein Eigenheim leisten – eine Idee, die Schule machte. In verschiedenen Städten des Landes entstanden weitere solche Siedlungen, von Brig bis Basel, von Chur bis Biel.

Stolz und Solidarität

Die Rorschacher Eisenbahner-Siedlung entwickelte sich mit den Jahrzehnten weiter. Sie ist – das illustriert Lehnners Buch anschaulich – ein interessantes Stück Sozialgeschichte des Industriealters. Da eröffnet sich eine eigentliche «Bähnler-Welt», in der die Eisenbahn den Alltag der Menschen prägte, ihr Denken, Fühlen und Handeln. Das zeigte sich sogar bei den Kindern, sie spielten ruhiger als anderswo. Der Grund: Die Väter, die Früh- oder Spätdienst hatten, brauch-

ten ihren Schlaf. Die Bewohner des Quartiers waren stolz, Teil der «Bahn-Familie» zu sein, und pflegten untereinander eine beachtliche Solidarität. So gab es Flickequipes, die Dachböden isolierten, und Bauteams, die Gärten und Häuser instand hielten. Zum Einkaufen musste man nicht eigens in die Stadt, im Osten Rorschachs gab es über Jahre eine beachtliche Zahl von Läden, 1949 bis 2009 sogar eine eigene Postfiliale. Dazu kamen verschiedene Restaurants. Hier dürfte viel von der Bahn gesprochen, viel gefachsimpelt worden sein. In den grossen Zeiten der Bahnstadt Rorschach kamen in diesen Beizen nämlich die verschiedensten Berufsfelder zusammen: Stationsvorstände, Lokomotivführer, Heizer, Weichenwärter, Rangierarbeiter, Signalgeber, Schienenleger, Depotangestellte, Schalterbeamte, Ingenieure, Zugführer.

Niedergang der Bahnstadt

Den Zeitläuften enthoben war eine solche Siedlung nicht, Veränderungen bei den SBB wirkten sich auch auf sie aus. Eine wichtige Zäsur gab es in den zwanziger Jahren. Rorschach war schon die Hauptreparaturwerkstätte der Vereinigten Schweizerbahnen gewesen. Mit der Verstaatlichung der Eisenbahnen 1902 war sie zu einer

Hauptwerkstätte der SBB geworden. Bereits 1926 kam aber das Aus – Restrukturierung. Von den 250 Angestellten konnten nur noch ein paar Dutzend weiter beschäftigt werden. Die jüngeren Handwerker mussten nach Zürich oder Olten. Damit musste man die Eisenbahner-Siedlung vermehrt für andere Menschen wie Postbeamte und Lehrer öffnen. Eine ähnliche Zäsur gab es in den neunziger Jahren. Sie hing mit dem Niedergang Rorschachs als Bahnstadt zusammen, der 1982 mit der Einführung des Taktfahrplans begonnen hatte und sich mit der «Bahn 2000» beschleunigte. Die SBB bauten ihr Angebot zwar weiter aus, konzentrierten aber gleichzeitig ihre Geschäftsbereiche auf wenige Orte in der Schweiz, was sich wiederum auf die Zusammensetzung der Bewohner der Siedlung auswirkte.

Idee mit Zukunft

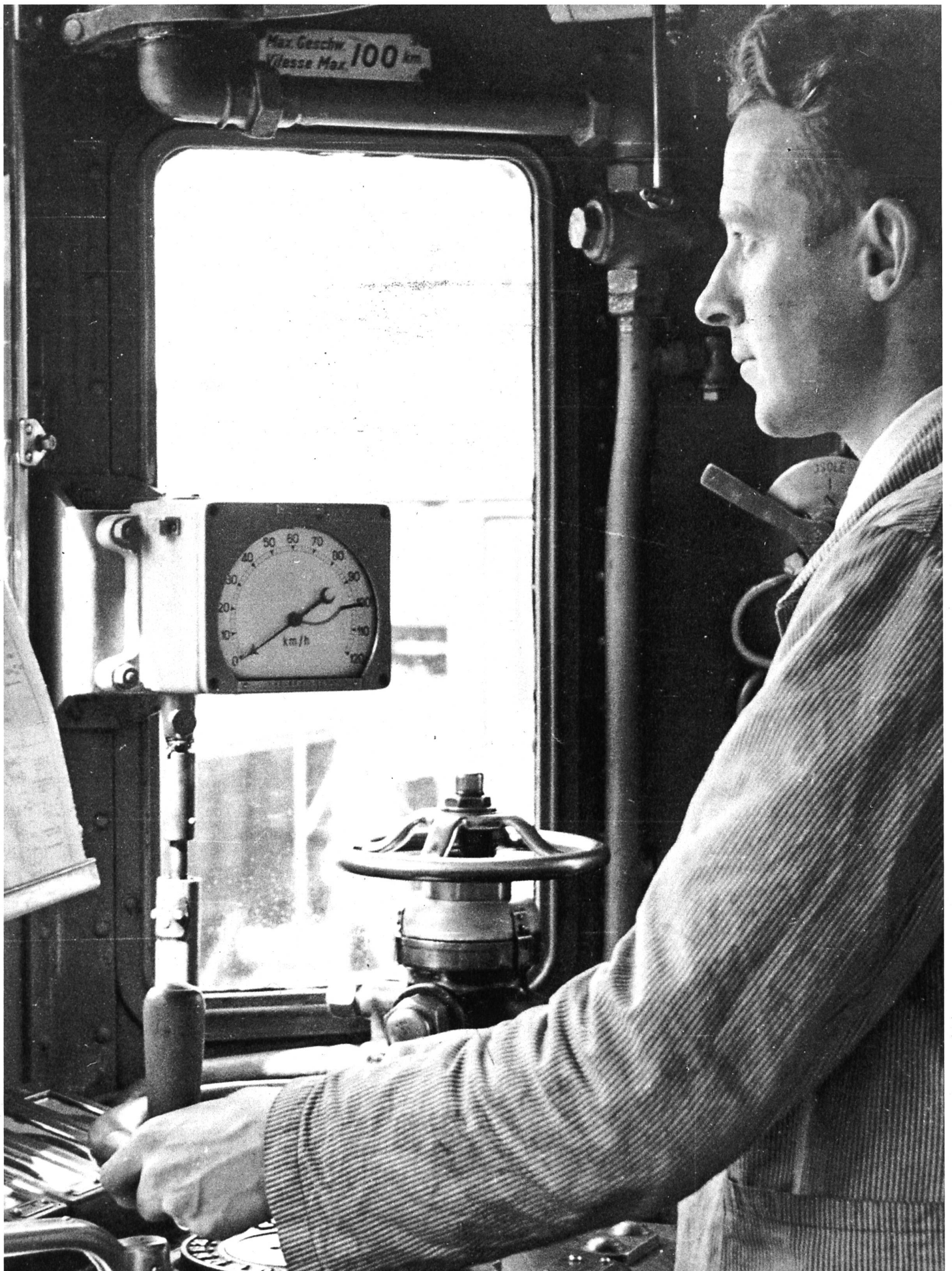
Am 31. Dezember 2008 zählte die Rorschacher Eisenbahner-Baugenossenschaft 118 Mitglieder und 99 Mieter bei hundert Wohnungen. Nur noch ein knappes Dutzend dieser Mieter sind aktive SBB-Angestellte. Im Jubiläumsjahr 2009 hat man die Genossenschaft deshalb für alle Interessenten geöffnet und blickt zuversichtlich in die Zukunft. Dass das Projekt Zukunft hat, denkt auch Richard Lehner. Es sei kein Zufall, dass gerade heute in der Schweiz wieder neue Wohnbaugenossenschaften entstehen, meint er – als Alternative zu explodierenden Preisen und profitorientiertem Bauen. Insgesamt gehört heute jede zwanzigste Wohnung in der Schweiz einer Wohnbaugenossenschaft.

PETER MÜLLER, 1964, ist Historiker und Journalist in St.Gallen.

RICHARD LEHNER: EISENBAHNER-QUARTIER RORSCHACH. Mit Aufnahmen von Daniel Ammann und historischen Fotos. Schwan-Verlag, Rorschach 2009.



Das Bähnlerquartier 1912 und heute.
Bilder: Archiv EGB Rorschach / Daniel Ammann



Paul Siegrist 1953 im Führerstand. Er wohnt seit sechzig Jahren in der Bähnlersiedlung. Bild: Archiv Paul Siegrist



Blick auf die Medina von Fes.

Carnet de Fes

FLORIAN VETSCH beschreibt in einem Tagebuch den marokkanischen Sommer 2009. Ein Auszug.

Fes, Freitag, 10. Juli

Iqram machte mir die Füsse. Im Nausikaa besuchte ich den Hammam, wo ich mir von einem Masseur ein marokkanisches Bad machen, mir also mit einem rauen Handschuh den Dreck aus der Haut reiben und abwaschen und anschliessend eine prächtige Savonage verpassen liess. Dann die Superpediküre. «Iqram» bedeutet «die Grossezügige», und grosszügig schrubte sie mir die «peau morte» von den Fusssohlen, schnitt die Zehennägel und schabte bis an die Schmerzgrenze den Schmalz darunter hervor. Sie empfahl mir, abends die Füsse mit Vaseline einzureiben und danach Socken zu tragen, damit die Salbe einwirken könne und ich ob des Fetts nicht ausrutsche. Gehen wie auf Wolken.

Fes, Sonntag, 12. Juli

Am gestrigen Abend waren wir bei Toufiq und Rashida Soubai im Villenviertel Mouzzer, dem exklusivsten Quartier von Fes, eingeladen. Die Familie des humorvollen Architekten bewohnt dort eine grosszügige, modern eingerichtete Villa, wo Rashida für ihre Gäste am Pool tafeln liess: für Khalid und Bouchra Tagemouati, Fouad und Bouchra Lyoubi, Karima und N.N., Bouchra und mich: Häppchen zu Whisky und Rot- oder Weisswein zum Aufwärmen; ich entschied mich für den erfrischend kühl servierten marokkanischen Weisswein Volubilia. Danach jagte sich

Gang auf Gang: Salate, Muscheln, Crevetten, Käseauflauf, Lachs, Frühlingsrollen – und zu den Früchten dann die erste Magnumflasche Champus. Dazu wummerten mal lauter, mal leiser Oum Khouthoum, Nass El Ghiwane, arabischer Pop und Gnaoua-Trancemusik in die milde Nacht, in der ein Gott ein lindes Lüftchen wehen liess. Es konnte nicht ausbleiben, dass getanzt wurde. Vor allem Bouchras Busenfreundin Bouchra, die uns letzten Winter besucht hatte, tanzte immer wieder los. Da ich die Wildheit und Zügellosigkeit marokkanischer Frauen bewundere, feuerte ich alle an. Alle tanzten immer mal wieder, auch die Männer. Dazwischen das Defilee der Töchter, Küsschen für alle Gäste. So gegen ein Uhr in der Früh folgte eine Witzrunde. Die Gattin des Psychiaters erzählte, eine Frau sei zu ihrem Arzt gegangen und habe ihm gestanden, dass ihr Mann eine Penislänge von einem Unterarm habe, er pusche ihr jedes Mal ans Herz, wenn sie Verkehr hätten; der Arzt habe gesagt, das sei kein Problem, er könne den überlangen Schwanz schon kürzen; nein, nein, habe darauf die Frau gerufen, das wolle sie nicht, sie sei hier, um zu erfahren, ob es nicht möglich sei, ihr Herz ein wenig nach oben zu verschieben!

«Ach, schmeiss mich doch in den Pool», raunte so gegen drei Bouchras Busenfreundin derselben ins Ohr, als sie sich beim Pool die Füsse vertrat. Plitsche-platsch! Und schon schwamm Bouchra Tagemouati samt Kleidern und Schmuck im Wasser, was ein allgemeines Geschrei auslöste. Die meisten nahmen darauf ein Bad, kühlten sich zur zweiten Magnum lauschig ab, bis so gegen fünf Uhr zum Aufbruch geblasen wurde.

In der Résidence Ferdaous war Ausschlafen angesagt.

Um sechzehn Uhr besuchten wir Bouchras Busenfreundin in ihrer Villa im Viertel Mouzzer, die anderen Gäste von gestern waren bereits wieder weg, ich hatte mich um zwei Stupden in der Zeit geirrt.

Khalid Tagemouati nahm mich auf den Golfplatz. Er spielte eine Runde im weiten, baumgesäumten, teichbestückten Gelände unter einem milchig blauen Himmel. Es war sehr heiss. Im Baumschatten vor dem Café trank ich zwei Tassen schwarzen Kaffee und ein Mineralwasser, blätterte in Magazinen, beobachtete die Gäste. Ich mag die Diskretion von Golfplätzen. Auf dem Rückweg sprachen wir über die Schulentwicklung in Marokko. Die Oberschicht hat sich schon immer mit privaten Eliteschulen ausgeholfen und die mit dem Baccalauréat ausgerüsteten Studenten an Eliteuniversitäten in Europa oder den USA geschickt. Die Mittelschicht aber muss die Hälfte des Salärs auf die hohe Kante legen, um den Söhnen und Töchtern eine gute Ausbildung zu garantieren. Die grösste Schwierigkeit jedoch stellt die Einschulung der breiten Unterschicht dar. Wie kriegt man die Kinder, deren Eltern bereits kaum je eine Schule von innen gesehen haben, von der Strasse weg? Khalid erzählte von einem Programm, bei dem jedem Kind in der Schule

ein Brot für den Tag und abends ein weiteres für die Familie abgegeben werde. Das funktioniere einigermaßen. Am heikelsten sei es, die ersten Wochen durchzustehen; erst wenn der Schulbesuch nach zwei bis drei Monaten habitualisiert sei, habe man die Kinder mit einer gewissen Sicherheit gewonnen.

Bouchra und Bouchra, beide noch sichtlich gezeichnet von der gestrigen Eskapade, hatten die drei Stunden unseres Ausflugs zum Golfplatz im Bett verbracht, sich ausruhend, plaudernd, die Hitze totschiagend – in einer Nähe und Vertrautheit, wie sie unter marokkanischen Freundinnen keine Seltenheit ist.

Auf der Heimfahrt: Drei junge Strassenverkäufer von Kleenextüchlein fingern am Strassenrand bei einer Kreuzung etwas undefinierbares aus einer Büchse, verschlingen es; ein Autofahrer hupt und einer der Jungen springt hoch zum Verkauf, dann schnell er zurück: Hunger! Die anderen essen rasch ...

Fes, Montag, 20. Juli

Am Sonntag machten wir einen Ausflug nach Ifrane, der so genannten Schweiz Marokkos. Alle Marokkaner sagen: «Ifrane? C'est comme la Suisse.» Freilich gibt es dort der Höhe wegen Schneefall und eine mitteleuropäische Flora, und es gibt diese mitunter von Störchen benisteten Giebel, die Ifrane stark von anderen marokkanischen Siedlungen unterscheiden. Die rund 14 000 Einwohner umfassende kleine Stadt beherbergt eine international renommierte Elite-Universität. Oum Khouloum wummerte über die Piazza, weiss gewandete Araber mit roten Palästinenserkopftüchern stolzierten wie Pfauen einher (Ifrane gilt in den Vereinigten Emiraten als idealer Trainingsort für das kostspielige Hobby der Falkenjagd), meine Schwiegermutter liess sich die Hände mit Henna tätowieren, Bergbauern sangen und tanzten. «Oui, c'est comme la Suisse», lächelte ich.

Die Malerin Aziza Tagemouati im Café La Villa getroffen, dann im Maison Blanche zu Mittag gegessen und Bilder auf ihrem Laptop angeschaut.

Am frühen Nachmittag fuhren wir zum jüdischen Friedhof. 12 000 Tote ruhen dort. Er wird gut gewartet und offenbar nicht selten besucht, denn auf vielen Grabplatten liegen Steine. Das kleine, kunterbunte Museum ist ebenfalls sehenswert. Es wird liebevoll von einem Alten geführt, der erklärte, dass er alle Gräber erfasst habe; wenn jemand komme und nach einem Verstorbenen frage, gebe er dessen Namen in den Computer ein und der sage ihm, wo sich das gesuchte Grab befinde.

Darauf besichtigten wir die Mellah, das Juden-Viertel, das am Rand des Palais royal liegt, da die Juden als Schützlinge der Herrscher von Marokko galten (es mag nicht fehl am Platz sein, daran zu erinnern, dass in der marokkanischen Regierung nach wie vor jüdische Mitglieder an zentralen Posten sitzen und dass nach dem grossen

Exodus durch die Erlangung der Unabhängigkeit von 1956 in den letzten Jahren der Rücklauf ausgewanderter Jüdinnen und Juden wieder zunimmt). Die verbliebene petite ruelle der Mellah von Fes würde den Unesco-Schutz nicht weniger verdienen als die Medina, ihrer einmaligen Architektur wegen, mit Erkern, Altanen et cetera.

Weiter gings zur katholischen Kirche, deren Gottesdienst jeweils am Sonntag um halb elf stattfindet, also nicht wie bei uns schon um neun Uhr beginnt; moroccan timing.

Schliesslich fuhren wir heim zu Aziza. Sie lebt in einer Villa an einer mit Schlagbaum gesicherten Strasse im Nobleviertel Mouzzer, an der gleich alle Tagemouatis im Schutz ihres Vaters, des Unternehmers, Industriellen und Wohltäters Abdelhadi Tajmouati, wohnen. Einen Teil der Bilder, die wir im Maison Blanche gesehen hatten, schauten wir uns nun im Original an. Aziza malt expressiv. Dabei expliziert sie gerne das Weibliche. Eines ihrer häufigsten Motive ist die weibliche Brust als Zeichen der Mütterlichkeit, als Emblem selbstbestimmter weiblicher Erotik, als Objekt der Begierde und malerisch faszinierende Form. Im Busen klingen Sanftmut, Schönheit, Wollust, der Primat der Emotion und eine Verletzlichkeit an, ein Nähen, Tragen und Dulden, aber auch ein Aufbegehren, eine Revolte. Stark etwa das Bild mit der Frau im Tschador, deren Gesicht verhüllt ist, die ihren drallen, sinnlich roten Körper aber vollkommen entblösst ausstellt. Azizas Position ist feministisch aufgeklärt und kulturkritisch.

Als Malerin liebt sie starke Farben, mehrmals begegnen wir einem kräftigen Rot, das an den Lebenssaft des Blutes, an Schmerzen und Liebesleidenschaft gleichermaßen gemahnt; so in ihrer Darstellung der ambivalenten Figur Aisha Kandisha aus den marokkanischen Volksmärchen. Aisha Kandisha ist ein von Frauen verehrter, von Männern gefürchteter femininer Djinn, nach der Legende mit einem verführerisch schönen Gesicht, unter der Djellabah aber mit Hängebrüsten und Bocksfüssen ausgestattet; Männer, die in ihren Bann geraten, kommen um, verschwinden oder verlieren den Verstand. Azizas saloppe Interpretation dieser grandiosen Figur würde sich gut als Cover eines Buches machen. Auch Auguste Rodins «Penseur» zitieren mehrere von Azizas Bildern, darunter das Autoportrait, neben dem ich sie fotografiert habe: Aziza, wie sie an diesem Tag war, und Aziza, wie sie für immer sein wird. Die produktive Spannung zwischen Tradition und Moderne kann man selbst noch in Azizas Stilleben sehen: Einerseits reihen sie sich in die jahrhundertelange Serie von Nature-morte-Bildern ein, andererseits transponiert die Übergrösse dieser Bilder die Feigen, Flaschen, Eier, Bambusstauden et cetera ins Abstrakte.

Freundlich lud uns die Malerin ins Haus ihres Vaters ein. Die Kinder mussten ihn dazu überreden, an die Strasse in Mouzzer zu ziehen und diese Villa zu bauen; sie fanden, dass bei so vielen Empfängen von Mitgliedern der königlichen Fa-



Aziza Tagemouati mit ihrem Selbstporträt.

Der Salon marocain von Abdelhadi Tajmouati.

milie ein repräsentatives Haus notwendig sei. Abdelhadi Tajmouatis Villa ist denn auch die Krönung aller Villen, die ich je gesehen habe. Der Salon marocain ist unerhört grosszügig, weitläufig, hoch gebaut und dabei unter Ausschöpfung aller kunsthandwerklichen Fähigkeiten, die Fes seit Jahrhunderten bietet, bespielt und eingerichtet. So hat das Wandmosaik die Nummer siebzig: Sein Kreisornament weist siebzig verschiedene Elemente auf, was, wie Aziza erklärt, äusserst selten und enorm teuer sei. Aziza will aus dieser Villa einmal ein Museum machen, was bereits ein erster Durchgang verständlich werden lässt.

Asilah, Montag, 27. Juli

COCON

Khalil El-Ghrib in seinem Atelier

*Die Hand lasse ich
Im Hosensack, so
Arbeitet die Natur; ich
Tue nichts: Nehme alles
Auf, was fällt. Im Winter*

*Wird es hier feucht
Das hilft. Lungen*

*Könnten diese Gegenfenster auch sein, die
Lungen meines Bruders, von dem ich
Rahmen & Leinwände habe, der zuviel
Rauchte & daran starb. – Dies ist
Eine Stele aus Karton.*

*Wenn dir eines von den Blättern
Gefällt: Nimm es mit.*



Khalil El-Ghrib in seinem Atelier.

Tanger, Dienstag, 28. Juli

Gestern fuhren wir morgens nach dem Frühstück so gegen halb zehn los und trafen eine gute Stunde später in Asilah ein. Abdellatif Takkal, ein befreundeter Französischlehrer vom Gymnasium Appenzell, erwartete uns bereits; ihm sollten wir einen wundervollen Tag verdanken.

Direkt nach der Ankunft tranken wir im Café des pêcheurs ausserhalb der portugiesischen Hafenummauer einen Kaffee. Abdellatif riet uns, im Atelier von Khalil El-Ghrib auf Ausrufe der Entzückung zu verzichten; auch solle Bouchra nicht schockiert sein ob des Zustands, der dort herrsche.

Um viertel nach elf klopfen wir an die Pforte eines Hauses in der Medina. Khalil El-Ghrib machte auf und hiess uns freundlich willkommen. Gleich hinter ihm führte eine steile Treppe, gesäumt von zahllosen schwarzen Einkaufsstützen aus Plastik, hoch zum Atelier, das sich im ersten Stockwerk auf zwei Räume verteilte. Die Stunde musste mir ein Gedicht schenken. Denn ich hatte mich ganz darauf eingestellt, ein Instant-Poem auf diesen einmaligen Künstler aufzusetzen, von dem ich bereits Kataloge gesehen und Originale bewundert hatte; entsprechend war ich auf Empfang. Ich fotografierte viel und richtete ab und an eine Frage an Khalil. Seine Bescheidenheit und Zurückhaltung sind kaum zu übertreffen. Irgendwann fragte Bouchra, zwischen all den Seidenspulen, Plastikfolien, Kartons, Stoffballen, Steinen, dem Strandgut und anderem sitzend, wo denn die Bilder seien. Da gab ihr Khalil einen kleinen Ordner mit Zeichnungen und meinte, sie könne sich eine aussuchen, ich auch, falls wir wollten ... Bouchra wählte eine geritzte blaue Zeichnung aus, ich ein graues Blatt. Bouchra bat um die Signatur, worauf Khalil meinte, er signiere nur, wenn man ihn darum bitte. Das ist ein Schachzug dieses subversiven Agenten der zeitgenössischen Kunst; er unterläuft damit den Kult um die Künstler-Signatur. Den Tanz ums goldene Kalb der Preise im Kunstbetrieb zerstreut er durch eine weitere Rochade: Khalil El-Ghrib, der von Harald Szeemann verehrt wurde und an der Biennale ausgestellt hat, weigert sich, seine Werke zu verkaufen; er verschenkt sie ausschliesslich.

Mit Khalil statteten wir zu Mittag Edmond Amrah El-Maleh im Hotel Al-Kheima einen Besuch ab. Wir tranken einen Apéro auf der Hotelterrasse. Der 92-jährige Edmond verriet mir, er organisiere eine Walter-Benjamin-Tagung in Rabat. Wir unterhielten uns über Benjamins Tod, auch etwas über Nietzsche, in aller Heiterkeit. Danach trennten sich unsere Wege: Edmond und Khalil waren zum Mittagessen eingeladen, und Bouchra, Abdellatif und ich assen prächtig Fisch im Chez Garcia: Crevetten, Calamares, Sardinen, Sol. Ein naiver Maler aus Asilahs Künstlerszene gesellte sich zu uns. Entspannter Mittag. Während wir auf das Essen warteten, schrieb ich bereits einen ersten Entwurf zu «Cocon». Nachts sollte ich bis zwei, drei Uhr daran weiterfeilen; auch an

einem zweiten Gedicht, zu dem mich Abdellatif ermunterte:

BEN AZZOUZ
für den Maler Souhail Ben Azzouz

*Leicht, mit dem
Löffel, der Bürste
Hingetuscht in Minuten.
Den Jazz im Kopf:
Das Blau von Asilah, das Weiss.*

*Der Aschenbecher
Aus Thailand rührt
An eine Miniaturpagode
Abgestaubt in einem Hotel
In Bahrain. Die schlichte Anrichte.*

*Nicht Mohammed soll er heissen
Schrie sein Vater, tobte
Sondern
Souhail!*

Wir statteten nämlich dem Maler Souhail Ben Azzouz einen Besuch ab. Wir wurden herzlichst empfangen. Bald schon dehnte sich der sympathische, Stimulantien nicht abgeneigte Nachmittag in den Abend aus, die Zeit verflog wie im Nu. Auch Souhail beschenkte uns reich: Er gab uns drei Blätter aus einer blauen Serie und zwei spontan verfertigte Zeichnungen mit, die er uns persönlich widmete. Souhail arbeitet mit einfachsten Mitteln. Die Blätter liegen im Block am Boden, er tunkt Pinsel, Löffel oder Bürste in einen blauen Farbkübel und malt Linien, Tupfer, luftig leicht. Solche Zeichnungen entstehen in wenigen Minuten. Zu den vertikalen Strichen auf einem der frisch angefertigten Blätter ergänzte Souhail, dass er dabei an die Hexagramme aus dem «I Ging» gedacht habe.

Jetzt ist es Mittag. Ein weiterer herrlicher Tag hat begonnen. Natürlich ging ich nach dem Frühstück, das wir auf dem Zimmer einnahmen, schwimmen. Ich crènte mich nach dem teuflischen Sonnenbrand, den ich mir am Strand von Bouznika eingefangen hatte, tüchtig ein und schwamm eine gute Viertelstunde im Moby-Dick-Stil durch den Pool, mal auf dem Bauch, mal auf dem Rücken, mal leise, mal prustend. Hob ich den Kopf aus dem Wasser, so hörte ich das Aneinanderschlagen der Palmwedel.

Bouznika, Donnerstag, 30. Juli

Heute fand die Fête du Trône in Tanger statt: zehn Jahre Mohammed VI. im Königsamt. Der Nationalsender feierte ihn ohne Unterlass: eine mächtige, traditionalistische wie moderne Kräfte ansprechende royalistische Inszenierung mit einer langen Rede des Königs an sein Volk, mit Umzügen, Paraden, Hofhalten und dem alaouitischen Ritt auf dem Schimmel unter dem Sonnenschirm in weisser Tracht, le premier imam. Nicht ohne Grund feiert Marokko seinen König: Das Land prosperiert, macht Fortschritte auf vielen Gebie-

ten, soll, muss und will auch noch weitere machen, gerade auf dem Gebiet der Bildung und der Ökologie. Wenn man das aufstrebende Land von heute mit den Verhältnissen vergleicht, die dieser König 1999 nach dem Tod von Hassan II. antrat, dann ist der Unterschied evident, und es ist mehr als ein Unterschied der Fassaden.

Casablanca, Mittwoch, 5. August

Gestern nahmen wir die Route nach Casablanca. Wir gastieren bei dem Psychiater Fouad und seiner Gattin Bouchra, die wir bei Toufiq und Rashida kennengelernt haben. Sie wohnen im Quartier Polos, einem ehemaligen Kolonialviertel, dessen Strassen die Namen französischer Flüsse tragen. Fouad und Bouchra führten uns ins La Broche, in ein Restaurant, das sich an einer kleinen Seitengasse im Stadtzentrum befindet. Wir assen Fisch, tranken und hörten dem Orchester zu. Es spielte vornehmlich die Musik von Abdel Wahab, neben einer hölzernen Figur einer Sängerin und unter einer kolorierten Fotografie des berühmten ägyptischen Sängers, der in seinem Leben über tausend Lieder komponiert hatte; viele von ihnen sind ins kollektive Liedgut eingegangen. Das Orchester, bestehend aus drei Mann, begleitete zwei Sänger. Doch auch die beeindruckende Latifa, eine schöne junge Frau, deren Gehbehinderung durch die Kraft ihrer Stimme überflügelt wird. Sie sang: «Der Tag, an dem ich nicht liebe, ist ein verlorener Tag...», und provozierte einen tosenden Applaus. Unsere Bouchras tanzten, auch Fouad und ich. Wir steckten Latifa fünfzig Dirham Scheine zu und drückten ihr unsere Bewunderung aus. Wir schossen ein paar Fotos, doch wurde Fouad alsbald aufgefordert, das Fotografieren einzustellen; zu viele Männer seien nicht mit ihren Frauen hier... Ein schöner Abend in Casablanca, der im Loubnan, einem libanesischen Restaurant, ausklingen sollte. Wir kamen gegen drei Uhr in der Früh zurück.

Heute bleibe ich in Fouads Garten, begleite die Frauen nicht in die Stadt, schwimme im Piscine, schreibe im Garten. Bin dankbar, so dankbar für die vier Wochen, die ich in Marokko verbringen durfte. Mache Siesta, esse etwas Fisch. Unser Flug geht um 2.55 Uhr über Rom zurück in die Schweiz.

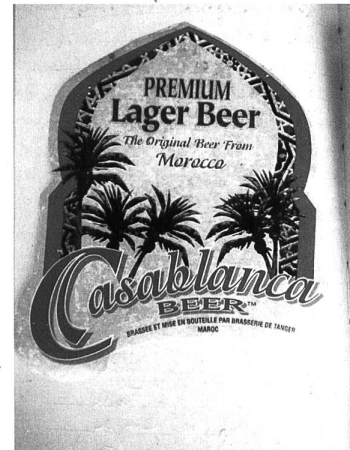
IN FOUADS GARTEN

*Die Rebhühner picken vom Rasen ums Haus
Im Pool tummelt sich ein Delfinpaar
Ein Schwalbenschwarm steigt in den Himmel
Ein Käuzchen von weither
James heisst der Wächter des offenen Schreins*

FLORIAN VETSCH, 1960,
ist Lehrer und Autor in St.Gallen.
«Carnet de Fes – Ein Sommer in Marokko»
erscheint Anfang 2010 in seiner vollen
Länge bei Books Ex Oriente, München.



In Fouads Garten.



Casablanca Bieretikette.

Bilder: Florian Vetsch